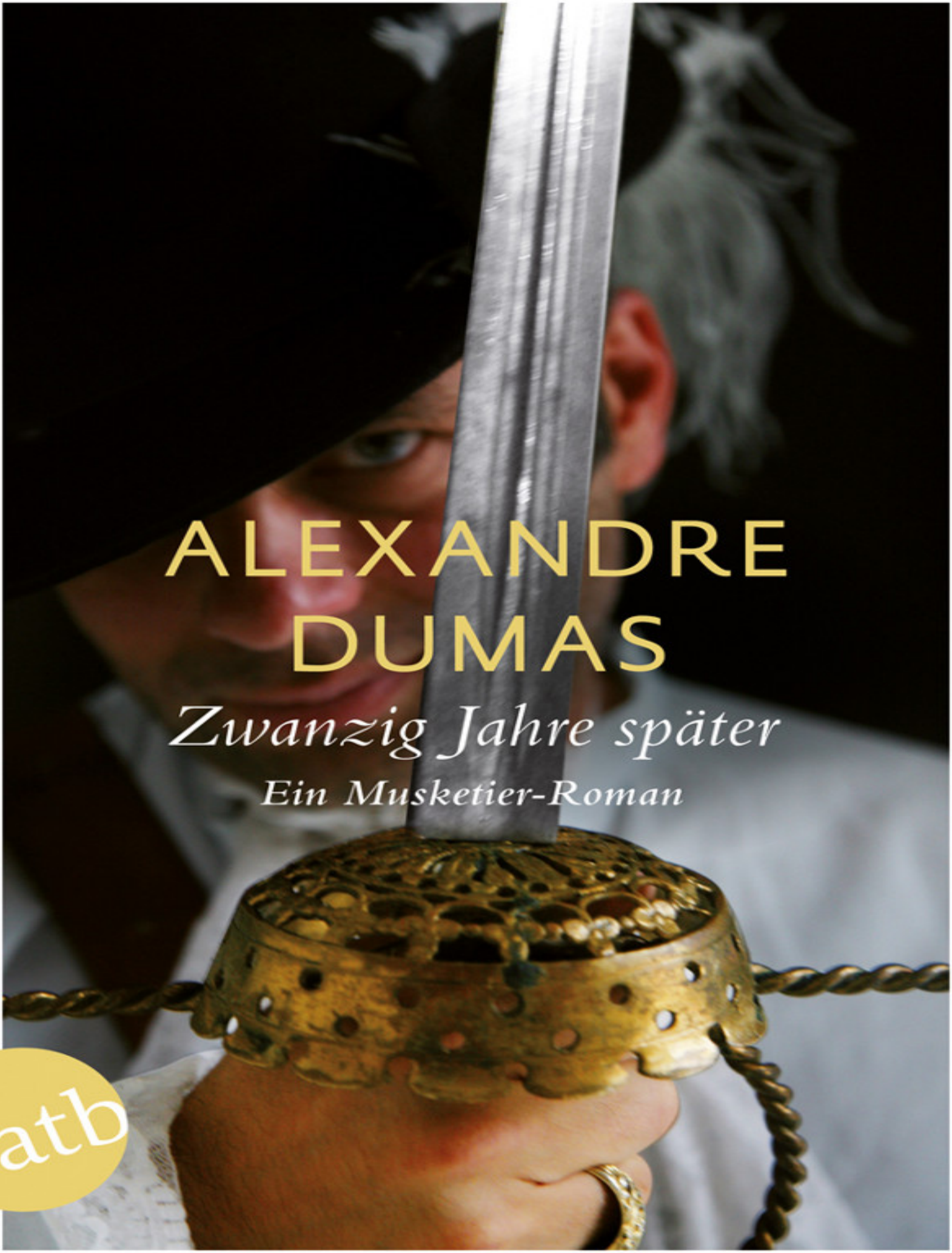
ALEXANDRE
DUMAS
Zwanzig Jahre später
Ein Musketier-Roman
atb

Alexandre Dumas

Zwanzig Jahre später

Roman

Aus dem Französischen
von Christine Hoeppener

aufbau digital

Impressum

Titel der Originalausgabe
Vingt ans après

ISBN 978-3-8412-0548-3

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, April 2013
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 1971 bei Rütten & Loening; Rütten & Loening ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung morgen,
unter Verwendung eines Motivs von Kai Dietrich/bobsairport

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Menü

Buch lesen
Innentitel
Inhaltsübersicht
Informationen zum Buch
Informationen zum Autor
Impressum

Inhaltsübersicht

Der Schatten Richelieus
Eine nächtliche Ronde
Zwei alte Feinde
Anna von Österreich mit sechsundvierzig Jahren
Gascogner und Italiener
D’Artagnan mit vierzig Jahren
D’Artagnan ist in Verlegenheit, aber einer von unsern alten Bekannten kommt ihm zu Hilfe
Über die verschiedene Wirkung, die eine Halbpistole auf einen Mesner und auf einen Ministranten ausüben kann
Wie d’Artagnan Aramis in der Ferne suchte und entdeckte, dass er hinter Planchet auf dem Pferd saß
Der Abbé d’Herblay
Weihrauch und Myrrhen
Monsieur Porthos du Vallon de Bracieux de Pierrefonds
Wie d’Artagnan bei der Begegnung mit Porthos gewahr wird, dass ein Vermögen nicht das Glück

ausmacht
Zwei Engelsköpfe
Das Schloss Bragelonne
Athos’ Diplomatie
Monsieur de Beaufort
Womit sich der Herzog von Beaufort im Schlossturm von Vincennes belustigte
Was die Pasteten des Nachfolgers von Väterchen Marteau enthielten
Ein Abenteuer Marie Michons
Der Abbé Scarron
Saint-Denis
Eine der vierzig Fluchtmöglichkeiten Monsieur de Beauforts
D’Artagnan kommt zur rechten Zeit
Die Heerstraße
Das Zusammentreffen
Die Place Royale
Die Fähre über die Oise
Das Scharmützel
Der Mönch
Die Absolution
Grimaud spricht

Am Vorabend der Schlacht
Der Brief Karls I.
Cromwells Brief
Mazarin und Madame Henriette
Wie die Unglücklichen mitunter den Zufall für die Vorsehung halten
Onkel und Neffe
Vaterschaft
Wieder bittet eine Königin um Hilfe
Hier wird bewiesen, dass die erste Regung stets gut und richtig ist
Das Tedeum für den Sieg bei Lens
Der Bettler von Saint-Eustache
Der Turm von Saint-Jacques-la-Boucherie
Der Aufstand
Der Aufstand wird zur Revolte
Das Unglück verleiht Gedächtnis
Die Zusammenkunft
Die Flucht
Die Kutsche des Herrn Weihbischofs
Wie d’Artagnan und Porthos, der eine zweihundertneunzehn, der andere

zweihundertfünfzehn Louis durch den Verkauf von Stroh einnahmen
Nachrichten von Athos und Aramis
Der Rächer
Oliver Cromwell
Die Edelleute
»Jesus Christus!«
Ein Ehrengruß an die gestürzte Majestät
Der Prozess
Whitehall
Die Arbeiter
Remember
Der Maskierte
Das Haus Cromwells
Das Gespräch
Die Feluke »Blitz«
Der Portwein
Verhängnis
Die Heimkehr
Die Gesandten
Die drei Stellvertreter des Generalissimus
Das Gefecht von Charenton
Die Suche

Die Dankbarkeit Annas von Österreich
Das Königtum Monsieur de Mazarins
Die Verliese des Monsieur de Mazarin
Man beginnt zu glauben, dass Porthos endlich Baron und d’Artagnan Hauptmann wird
Es ist für Könige mitunter schwieriger, in die Hauptstadt ihres Königreiches zurückzukehren, als diese zu verlassen
Schluss

Anmerkungen

Der Schatten Richelieus

In einem Zimmer des Kardinalspalastes, den wir bereits kennen, saß, den Kopf in beide Hände gestützt, an einem Tisch mit vergoldeten Silberecken, der mit Schriftstücken und Büchern beladen war, ein Mann.

Hinter ihm ragte ein mächtiger, rot flammender Kamin auf, dessen Feuerbrände über breiten vergoldeten Brennböcken zusammenfielen. Der Flammenschein beleuchtete von hinten die prächtige Kleidung des Träumers, die das Licht eines mit Wachskerzen besteckten Armleuchters von vorn erhellte.

Angesichts der roten Soutane und der kostbaren Spitzen, der bleichen und im Sinnen gebeugten Stirn, der Einsamkeit des Gemachs, der Stille in den Vorzimmern und des gemessenen Schritts der Wache auf dem Treppenabsatz hätte man meinen können, der Schatten Richelieus weile noch in seinem Zimmer.

Ach! Es war freilich nur der Schatten des großen Mannes. Frankreich geschwächt, die Machtvollkommenheit des Königs nicht anerkannt, die Großen wieder stark und

unruhig, der Feind abermals diesseits der Grenzen – alles zeugte davon, dass Richelieu nicht mehr da war.

Doch was noch deutlicher als all das bewies, dass die rote Soutane nicht den alten Kardinal bekleidete, war diese Abgeschiedenheit, die eher der eines Schattens als eines Lebenden glich, waren die von Höflingen leeren Gänge, die von Wachen wimmelnden Höfe, war dieser Hohn, der von der Straße aufstieg und durch die Fensterscheiben des Gemachs drang, an dem der Atem einer ganzen gegen den Minister verbündeten Stadt rüttelte, waren schließlich das Getöse in der Ferne und die unaufhörlich vernehmbaren Schüsse, die zum Glück ohne Ziel und ohne Ergebnis abgegeben wurden, sondern nur um der Garde, den Schweizern und den Musketieren, die das Palais-Royal einschlossen – denn der Kardinalspalast hatte einen andern Namen erhalten –, zu zeigen, dass auch das Volk Waffen besaß.

Dieser Schatten Richelieus war Mazarin.

Mazarin war allein und fühlte sich machtlos.

»Ausländer!«, murmelte er. »Italiener! Das ist ihr so lange zurückgehaltenes und nun ausgesprochenes Wort! Mit diesem Wort haben sie Concini ermordet, gehängt und zerfleischt, und wenn ich sie gewähren lasse, werden sie mich wie ihn ermorden, hängen und zerfleischen, obgleich ich ihnen nie ein anderes Unrecht zugefügt habe, als sie ein wenig auszupressen. Diese Dummköpfe! Sie begreifen

nicht, dass ihr Feind nicht dieser schlecht französisch sprechende Italiener ist, sondern vielmehr jene, die die Fähigkeit besitzen, ihnen mit einer so reinen und so vortrefflichen Pariser Aussprache leere Redensarten hinzuwerfen.

»Ja«, fuhr der Minister mit seinem verschlagenen Lächeln fort, das sich diesmal auf seinen bleichen Lippen sonderbar ausnahm, »ja, euer aufrührerischer Lärm sagt mir, dass das Schicksal der Günstlinge unsicher ist, aber wenn ihr das wisst, dann müsst ihr auch wissen, dass ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf von Essex hatte einen herrlichen, mit Diamanten besetzten Ring als Geschenk von seiner königlichen Geliebten erhalten, ich dagegen besitze nur einen schlichten Fingerreif mit einem Namenszeichen und einem Datum[1], aber dieser Reif ist in der Kapelle des Palais-Royal gesegnet worden, daher werden sie mich nicht, wie sie es sehnlichst wünschen, abschütteln können. Sie merken nicht, dass ich sie mit ihrem ewigen Geschrei ›Fort mit Mazarin!‹ dazu bringe, bald Monsieur de Beaufort, bald den Prinzen und bald das Parlament hochleben zu lassen. Nun, Monsieur de Beaufort befindet sich in Vincennes, der Prinz wird sich eines Tages zu ihm gesellen, und das Parlament …«

Hier wandelte sich das Lächeln des Kardinals in einen Ausdruck von Hass, dessen sein sanftes Gesicht unfähig zu sein schien.

»Ja, und das Parlament … wir werden sehen, was wir mit dem Parlament machen, wir haben Orléans und Montargis. Oh, ich werde dafür Zeit brauchen; aber die anfangs ›Fort mit Mazarin!‹ geschrien haben, werden am Ende ›Fort mit all diesen Leuten, mit einem nach dem andern!‹ schreien. Richelieu, den sie hassten, als er noch lebte, und von dem sie ständig reden, seit er tot ist, war schlimmer dran als ich, denn er wurde mehrmals verjagt und hat noch häufiger gefürchtet, verjagt zu werden. Mich wird die Königin niemals verjagen, und sollte ich gezwungen sein, dem Volk zu weichen, wird sie mit mir weichen, fliehe ich, wird sie ebenfalls fliehen, und dann werden wir sehen, was die Aufrührer ohne ihre Königin und ihren König anfangen. Oh! Wäre ich doch nur kein Ausländer, wäre ich doch ein Franzose, wäre ich doch ein Edelmann!«

Er verfiel abermals in Sinnen.

Die Lage war tatsächlich schwierig, und der Tag, der nun zur Neige ging, hatte sie noch verschlimmert. Ständig von seiner schmutzigen Habsucht getrieben, bedrückte Mazarin das Volk mit Steuern, und das Volk, dem nach den Worten des Vizegeneralprokurators, Talon, nur die Seele übrigblieb und das ja seine Seele nicht meistbietend versteigern konnte, das Volk, dem man mit dem Lärm um errungene Siege Geduld einzuflößen versuchte und das dennoch Lorbeeren nicht für eine Speise hielt, von der es

sich nähren konnte, das Volk hatte seit langem zu murren begonnen.

Aber das war noch nicht alles; da es nur das Volk war, das murrte, hörte der durch den Mittelstand und die Edelleute von ihm getrennte Hof nichts davon, doch Mazarin hatte die Unklugheit besessen, sich mit den höheren Beamten anzulegen. Er hatte ein Dutzend Bestallungsbriefe für das Amt eines Petitionsreferenten verkauft, und da die Beamten ihre Posten sehr hoch bezahlten und der Zuwachs durch diese zwölf neuen Kollegen den Preis senken musste, hatten sich die alten zusammengetan und auf die Evangelien geschworen, diese Erweiterung nicht zu dulden und sich gegen alle Verfolgungen des Hofes zur Wehr zu setzen; ferner hatten sie einander versprochen, falls einer von ihnen durch die Auflehnung sein Amt verlieren sollte, zusammenzulegen und ihm den bezahlten Preis zurückzuerstatten.

Von diesen beiden Parteien aus geschah nun Folgendes:

Am 7. Januar hatten sich sieben- bis achthundert Pariser Kaufleute versammelt und sich gegen eine neue Steuer empört, die den Hausbesitzern auferlegt werden sollte. Sie hatten zehn der Versammelten abgeordnet, mit dem Herzog von Orléans zu sprechen, der sich nach seiner alten Gewohnheit beliebt zu machen suchte. Der Herzog von Orléans hatte sie empfangen, und sie erklärten ihm ihre Entschlossenheit, diese neue Steuer nicht zu zahlen,

müssten sie sich auch mit bewaffneter Hand gegen des Königs Steuereinnehmer schützen. Der Herzog von Orléans hatte sie mit großer Gefälligkeit angehört, ihnen Hoffnung auf eine Ermäßigung gemacht, ihnen versprochen, mit der Königin darüber zu reden, und sie mit dem Üblichen Fürstenwort verabschiedet: »Wir werden sehen.«

Die Petitionsreferenten wiederum hatten am 9. Januar den Kardinal aufgesucht, und einer von ihnen hatte als Wortführer aller übrigen mit so großer Entschiedenheit und Kühnheit zu ihm gesprochen, dass der Kardinal höchst erstaunt darüber gewesen war; daher hatte er sie fortgeschickt und wie der Herzog von Orléans gesagt, man werde sehen.

Um zu »sehen«, hatte man alsdann den Rat einberufen und den Oberfinanzintendanten, d’Émery, holen lassen.

Dieser d’Émery war dem Volk verhasst, einmal, weil er Oberfinanzintendant war und weil jeder Oberfinanzintendant verhasst sein muss, und zum andern, das muss gesagt werden, weil er es einigermaßen verdiente, gehasst zu werden. Er war der Sohn eines Lyoner Bankiers namens Particelli, der infolge seines Bankrotts einen anderen Namen angenommen hatte und sich d’Émery nennen ließ. Der Kardinal de Richelieu, der in ihm ein bedeutendes Finanzgenie sah, hatte ihn König Ludwig XIII. unter dem Namen d’Émery vorgestellt und

ihm viel Gutes nachgesagt, da er ihn zum Finanzintendanten ernennen lassen wollte.

»Vortrefflich!«, hatte der König erwidert. »Es freut mich, dass Sie mir für dieses Amt, das einen ehrlichen Mann erfordert, Monsieur d'Émery vorschlagen. Man hat mir gesagt, Sie förderten diesen Schurken Particelli, und ich fürchtete schon, Sie wollten mich zwingen, ihn zu nehmen.«

»Sire«, entgegnete der Kardinal, »Eure Majestät können unbesorgt sein, der erwähnte Particelli ist gehängt worden.«

»Ah! Umso besser!«, rief der König. »Man nennt mich also nicht umsonst Ludwig den Gerechten.«

Und er unterzeichnete die Ernennung Monsieur d'Émerys. Es handelte sich um den nämlichen d'Émery, der Oberfinanzintendant geworden war.

Diesen hatte nun der Minister holen lassen, und er kam ganz bleich und verstört angelaufen und erzählte, man habe seinen Sohn selbigen Tags auf dem Platz vor dem Palais um ein Haar ermordet; die Menge sei auf ihn gestoßen und habe ihm den Luxus seiner Frau vorgeworfen, die eine in rotem Samt mit goldenen Fransen gehaltene Zimmerflucht bewohne. Sie war die Tochter von Nicolas Le Camus, der 1617 als Sekretär mit zwanzig Livres nach Paris gekommen war und, obwohl er

vierzigtausend Livres Rente für sich behielt, neun Millionen unter seine Kinder verteilt hatte.

Der Sohn d'Émerys war fast totgedrückt worden, da einer von den Aufrührern vorgeschlagen hatte, ihn so lange zu pressen, bis er das verschlungene Gold herausgegeben habe. Der Rat hatte an diesem Tag nichts entschieden, da der Oberintendant von dem Vorfall zu sehr in Anspruch genommen war, um unbefangen zu urteilen.

Tags darauf wurde der Parlamentspräsident, Mathieu Molé, dessen Mut bei all diesen Unannehmlichkeiten nach den Worten des Kardinals de Retz dem des Herzogs von Beaufort und des Prinzen von Condé gleichkam, dem zweier Männer also, die als die tapfersten Frankreichs galten – tags darauf wurde nun, wie gesagt, der Parlamentspräsident angegriffen. Das Volk drohte ihm, ihn das Böse, das man ihm zufügen wollte, entgelten zu lassen, doch, ohne sich aufzuregen oder zu verwundern, antwortete ihnen der Präsident mit seiner gewohnten Ruhe, wenn die Störenfriede nicht dem Willen des Königs gehorchten, werde er auf den Plätzen Galgen errichten und die Widersetzlichsten unter ihnen augenblicks hängen lassen. Worauf jene entgegneten, sie wünschten sich nichts Besseres, als Galgen errichtet zu sehen, und sie sollten dazu dienen, die schlechten Richter zu hängen, die sich auf Kosten der Not des Volkes die Gunst des Hofes erkauften.

Auch das war noch nicht alles. Als die Königin am 11. Januar die Messe in Notre-Dame besuchte, was sie regelmäßig an den Sonnabenden zu tun pflegte, folgten ihr mehr als zweihundert Frauen, die mit lautem Geschrei Gerechtigkeit verlangten. Sie hatten im Übrigen nichts Böses im Sinn, da sie sich nur vor ihr auf die Knie werfen und versuchen wollten, ihr Mitleid zu erregen, aber die Garde hinderte sie daran, und die Königin schritt hochmütig und erhaben vorbei, ohne auf ihr Geschrei zu hören.

Am Nachmittag trat von neuem der Rat zusammen, und es wurde beschlossen, die Macht des Königs aufrechtzuerhalten, folglich wurde für den nächsten Tag, den 12., das Parlament einberufen.

An diesem Tag, mit dessen Abend unsere Geschichte beginnt, hatte der damals zehnjährige und soeben von den Blattern genesene König, unter dem Vorwand, in Notre-Dame für seine Wiederherstellung zu danken, seine Garde, seine Schweizer und seine Musketiere auf die Beine gebracht und um das Palais-Royal, auf den Kais und auf dem Pont-Neuf verteilt, und nach Anhören der Messe hatte er sich ins Parlament begeben, wo er von einem improvisierten Thron aus nicht nur an seinen früheren Edikten festgehalten, sondern darüber hinaus fünf oder sechs neue erlassen hatte, eins immer verderblicher als das andere, wie der Kardinal de Retz behauptete. So dass der

Parlamentspräsident, der an den vorangegangenen Tagen für den Hof gewesen war, sich dennoch sehr beherzt über die Art und Weise ausgesprochen hatte, wie der König im Palais angeleitet werde, die Stimmenfreiheit zu hintertreiben und ihr Gewalt anzutun.

Besonders scharf gegen die neuen Steuern erklärten sich aber der Vorsitzende Blancmesnil und der Ratsherr Broussel.

Nachdem der König diese Edikte erlassen hatte, kehrte er in das Palais-Royal zurück. Eine zahlreiche Volksmenge säumte seinen Weg, doch da man wusste, dass er aus dem Parlament kam, jedoch nicht, ob er dort gewesen war, um dem Volk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder es von neuem zu unterdrücken, erklang nicht ein einziger Freudenschrei, ihn zu seiner wiedererlangten Gesundheit zu beglückwünschen. Alle Gesichter waren im Gegenteil finster und unruhig, einige sogar drohend.

Ungeachtet seiner Rückkehr verblieben die Truppen auf dem Platz, da man fürchtete, es werde zu einem Aufruhr kommen, wenn das Ergebnis der Parlamentssitzung bekannt würde, und tatsächlich, sobald sich in den Straßen das Gerücht verbreitete, statt die Steuern zu mindern, habe der König sie erhöht, bildeten sich Gruppen und ertönte ein Riesengeschrei: »Fort mit Mazarin! Es lebe Broussel! Es lebe Blancmesnil!« Denn das Volk hatte erfahren, dass Broussel und Blancmesnil zu seinen Gunsten gesprochen

hatten, und obgleich ihre Beredsamkeit erfolglos geblieben war, wusste es ihnen dennoch Dank dafür.

Man hatte diese Gruppen zerstreuen, dieses Geschrei zum Schweigen bringen wollen, und wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, waren die Gruppen angewachsen und hatte sich das Geschrei gesteigert. An die Königsgarde und die Schweizergarde war der Befehl ergangen, nicht nur standzuhalten, sondern darüber hinaus in der Rue Saint-Denis und der Rue Saint-Martin zu patrouillieren, wo diese Gruppen besonders zahlreich und besonders lebhaft zu sein schienen, als im Palais-Royal der Vorsteher der Kaufmannschaft gemeldet wurde.

Er wurde sogleich vorgelassen und sagte, wenn man nicht augenblicklich diese feindseligen Kundgebungen einstelle, werde in zwei Stunden ganz Paris unter Waffen stehen.

Man überlegte noch, was zu tun sei, als der Leutnant der Garde, Comminges, mit völlig zerrissener Kleidung und blutendem Gesicht erschien. Als die Königin ihn eintreten sah, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus und fragte ihn, was es gäbe.

Es war Folgendes: Der Anblick der Garde hatte, wie von dem Vorsteher der Kaufmannschaft vorausgesehen, die Gemüter erbittert. Man hatte sich der Glocken bemächtigt und Sturm geläutet. Comminges hatte sich tapfer gehalten, einen Mann arretiert, der zu den Hauptunruhestiftern zu

gehören schien, und, um ein Exempel zu statuieren, befohlen, ihn am Croix du Trahoir aufzuhängen. Die Soldaten hatten ihn also fortgeschleppt, um den Befehl auszuführen. Bei den Markthallen waren sie jedoch mit Steinwürfen und Hellebardenstößen angegriffen worden, der Aufrührer hatte diesen Augenblick benutzt, um zu entwischen, war in die Rue des Lombards geflohen und dort in ein Haus gestürmt, dessen Türen alsbald eingeschlagen wurden.

Diese Gewalttat führte freilich zu nichts, der Schuldige war nicht aufzufinden gewesen. Comminges hatte einen Posten in der Straße zurückgelassen und sich mit dem Rest seiner Abteilung zum Palais-Royal begeben, um der Königin über das Vorgefallene Bericht zu erstatten. Den ganzen Weg lang hatten ihn Schreie und Drohungen verfolgt, mehrere von seinen Leuten waren durch Piken- und Hellebardenstöße verletzt worden, und ihm selbst hatte ein Stein die Augenbraue gespalten.

Comminges’ Bericht bekräftigte die Ansicht des Vorstehers der Kaufmannschaft, dass man nicht in der Lage sei, einem ernsthaften Aufstand die Stirn zu bieten. Der Kardinal ließ im Volk verbreiten, die Truppen seien nur wegen der Zeremonie auf den Kais und dem Pont-Neuf aufgestellt worden und würden sich entfernen. Tatsächlich zogen sie sich gegen vier Uhr nachmittags nach dem Palais-Royal zusammen; am Tor des Sergents, beim

Blindenhospital und auf dem Saint-Roch wurden Posten aufgestellt. Die Höfe und Erdgeschosse wurden von Schweizern und Musketieren besetzt, und man wartete ab.

So lagen also die Dinge zu dem Zeitpunkt, da wir unsere Leser in das Arbeitszimmer des Kardinals Mazarin führten, das früher dem Kardinal Richelieu gehört hatte. Wir erlebten, in welcher Gemütsverfassung er dem Murren des Volkes lauschte, das bis zu ihm drang, und die Schüsse hörte, die bis in sein Zimmer hallten.

Plötzlich hob er den Kopf, heftete mit halb zusammengezogenen Brauen, wie ein Mann, der seinen Entschluss gefasst hatte, die Augen auf eine riesige Standuhr, die zehn geschlagen hatte, nahm eine in Reichweite auf dem Tisch liegende vergoldete Silberpfeife und pfiff zweimal.

Eine verborgene Tapetentür öffnete sich geräuschlos, und ein schwarz gekleideter Mann näherte sich stumm und stellte sich hinter den Sessel.

»Bernouin«, sagte der Kardinal, ohne sich umzudrehen, denn da er zweimal gepfiffen hatte, wusste er, dass es sein Kammerdiener sein musste, »welche Musketiere haben Dienst im Palais?«

»Die schwarzen Musketiere, Monseigneur.«

»Von welcher Kompanie?«

»Kompanie Tréville.«

»Ist ein Offizier dieser Kompanie im Vorzimmer?«

»Leutnant d’Artagnan.«

»Vermutlich tüchtig?«

»Ja, Monseigneur.«

»Bring mir eine Musketieruniform und hilf mir beim Ankleiden.«

So still, wie er eingetreten war, ging der Kammerdiener hinaus und brachte einen Augenblick später den gewünschten Anzug. Schweigend und nachdenklich begann sich der Kardinal der Galakleidung, die er für die Parlamentssitzung angelegt hatte, zu entledigen und zog die Musketierkasacke an, die er dank seinen früheren italienischen Feldzügen mit einer gewissen Ungezwungenheit trug ; als er fertig angekleidet war, sagte er: »Hol mir Monsieur d’Artagnan.«

Und diesmal ging der Kammerdiener durch die Mitteltür hinaus, aber immer noch ebenso still und stumm. Man hätte ihn für einen Geist halten können.

Allein geblieben, betrachtete sich der Kardinal nicht ohne Befriedigung in einem Spiegel. Er war mit seinen kaum sechsundvierzig Jahren noch jung, von zierlichem Wuchs und ein wenig unter Mittelgröße. Er hatte einen lebhaften und schönen Teint, einen feurigen Blick, eine große, aber gleichwohl recht gut proportionierte Nase, eine breite und majestätische Stirn, etwas krause kastanienbraune Haare und einen Bart, der dunkler als das Kopfhaar und stets mit

der Brennschere sorgfältig nach oben gedreht war, was ihn anmutig kleidete.

Sodann legte er sein Degengehenk an, besah sich wohlgefällig seine Hände, die sehr schön waren und auf die er die allergrößte Sorgfalt verwandte, warf die mächtigen hirschledernen Handschuhe zurück, die zur Uniform gehörten und die er bereits ergriffen hatte, und zog einfache Seidenhandschuhe über.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf.

»Monsieur d’Artagnan«, meldete der Kammerdiener.

Ein Offizier trat ein.

Er war ein Mann von neununddreißig, vierzig Jahren, klein, aber gut gewachsen, mager, mit lebhaften und geistvollen Augen, schwarzem Bart und ergrauendem Haupthaar, wie es stets zu werden pflegt, wenn man das Leben zu gut oder zu schlecht angetroffen hat, und vor allem, wenn man sehr dunkel ist.

D’Artagnan trat mit vier Schritten in das Arbeitszimmer, das er wiedererkannte, weil er zur Zeit des Kardinals Richelieu einmal hier gewesen war, und als er in dem Raum niemanden als einen Musketier von seiner Kompanie erblickte, ließ er die Augen auf diesem Musketier ruhen, unter dessen Kleidung er auf den ersten Blick den Kardinal erkannte.

Er blieb in einer respektvollen, aber würdigen Haltung stehen, so wie es sich für einen Mann von Rang ziemt, der

in seinem Leben häufig Gelegenheit gehabt hat, sich in Gegenwart großer Herren zu befinden.

Der Kardinal richtete seinen eher verschlagenen als unergründlichen Blick auf ihn, musterte ihn aufmerksam und sagte nach einigen Sekunden des Schweigens: »Sie sind Monsieur d’Artagnan?«

»Ja, Monseigneur«, erwiderte der Offizier.

Der Kardinal betrachtete noch einen Augenblick den so intelligenten Kopf und das Gesicht, dessen außerordentliche Beweglichkeit durch die Jahre und die Erfahrung bezähmt worden war, aber d’Artagnan hielt der Prüfung stand als ein Mann, der schon früher von viel durchdringenderen Augen als jenen betrachtet worden war, deren Musterung er zu dieser Stunde über sich ergehen ließ.

»Monsieur«, sagte der Kardinal, »Sie werden mit mir kommen oder vielmehr, ich werde mit Ihnen gehen.«

»Zu Befehl, Monseigneur«, erwiderte d’Artagnan.

»Ich möchte selbst die um das Palais-Royal aufgestellten Posten besichtigen; glauben Sie, dass Gefahr besteht?«

»Gefahr, Monseigneur?«, fragte d’Artagnan mit erstaunter Miene. »Und welche?«

»Das Volk soll sich völlig in Aufruhr befinden.«

»Die Uniform der Musketiere des Königs wird sehr respektiert, Monseigneur, und respektiert man sie nicht,

dann mache ich mich anheischig, mit vier Mann hundert von diesen Lümmeln in die Flucht zu schlagen.«

»Sie haben doch aber gesehen, was Comminges widerfahren ist?«

»Monsieur de Comminges gehört der Garde, nicht den Musketieren an«, entgegnete d’Artagnan.

»Das heißt«, sagte der Kardinal lächelnd, »die Musketiere sind bessere Soldaten als die Garde?«

»Jeder hegt ein Ehrgefühl für seine Uniform, Monseigneur.«

»Außer mir, Monsieur«, erwiderte der Kardinal lächelnd, »denn wie Sie sehen, habe ich die meine abgelegt, um die Ihre anzuziehen.«

»Potztausend, Monseigneur, das nenne ich Bescheidenheit!«, sagte d’Artagnan. »Ich dagegen würde mich, hätte ich die Eurer Eminenz, mit ihr zufriedengeben und mich notfalls verpflichten, nie eine andere zu tragen.«

»Ja, aber um heute Abend auszugehen, wäre sie vielleicht nicht sehr sicher. Bernouin, meinen Filzhut.«

Der Kammerdiener brachte einen breitkrempigen Uniformhut. Der Kardinal setzte ihn lässig auf und wandte sich wieder an d’Artagnan: »Sie haben gesattelte Pferde in den Ställen, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»Also, gehen wir.«

»Wie viele Männer verlangen Monseigneur?«

»Sie haben gesagt, dass Sie es auf sich nehmen, mit vier Männern hundert Lümmel in die Flucht zu schlagen, da wir auf zweihundert stoßen könnten, nehmen Sie acht.«

»Wie Monseigneur wünschen.«

»Ich folge Ihnen«, sagte der Kardinal, »oder nein, lieber hier durch. Leuchte uns, Bernouin.«

Der Kammerdiener nahm eine Wachskerze und der Kardinal einen kleinen Hohlschlüssel von seinem Schreibtisch, und nachdem er die Tür zu einer Geheimtreppe geöffnet hatte, stand er einen Augenblick später im Hof des Palais-Royal.

Eine nächtliche Ronde

Zehn Minuten später kam der kleine Trupp in der Rue des Bons Enfants hinter dem Schauspielhaus heraus, das der Kardinal de Richelieu gebaut hatte, um dort »Mirame« spielen zu lassen, und in dem der Kardinal de Mazarin, der die Musik mehr liebte als die Literatur, die ersten Opern hatte spielen lassen, die in Frankreich aufgeführt worden waren.

Das Äußere der Stadt bot alle Merkmale einer großen Unruhe; zahlreiche Gruppen durcheilten die Straßen und blieben ungeachtet dessen, was d’Artagnan behauptet hatte, stehen, um die Soldaten mit einer höhnisch drohenden Miene vorbeireiten zu sehen, die verriet, dass sich die Bürger für den Augenblick ihrer üblichen Sanftmut um kriegerischerer Absichten willen begeben hatten. Von Zeit zu Zeit drang aus der Gegend der Markthallen verworrenes Getöse. Schüsse knatterten von der Rue Saint-Denis, und mitunter begann plötzlich, keiner wusste warum, eine von der Laune des Volkes in Bewegung gesetzte Glocke zu läuten.

D’Artagnan verfolgte seinen Weg mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, dem dergleichen Lappalien keinen Eindruck machen. Als eine Gruppe die Straßenmitte einnahm, trieb

er, ohne sie zu warnen, sein Pferd an, und als die Angehörigen dieser Gruppe, ob nun Aufrührer oder nicht, begriffen, mit was für einem Mann sie es zu tun hatten, traten sie beiseite und ließen die Patrouille passieren. Der Kardinal beneidete ihn um diese Ruhe, die er der Gewöhnung an Gefahr zuschrieb, nahm jedoch nichtsdestoweniger um des Offiziers willen, unter dessen Befehle er sich vorübergehend gestellt hatte, jene Rücksicht, welche die Klugheit dem sorglosen Mut zugesteht.

Als sie sich dem Posten am Tor des Sergents näherten, rief die Wache: »Wer da?« D’Artagnan antwortete, und nachdem er den Kardinal um das Passwort gebeten hatte, ritt er vor; die Parole lautete »Ludwig« und »Rocroy«.

Die Erkennungszeichen wurden gewechselt, und dann fragte d’Artagnan, ob nicht Monsieur de Comminges den Posten befehlige.

Darauf zeigte ihm die Wache einen Offizier, der neben einem Berittenen stand und sich mit ihm unterhielt, wobei er die Hand auf den Hals von dessen Pferd stützte. Es war der, nach dem d’Artagnan gefragt hatte.

»Da ist Monsieur de Comminges«, sagte d’Artagnan, als er zu dem Kardinal zurückkehrte.

Der Kardinal galoppierte auf die beiden zu, während sich d’Artagnan taktvoll entfernte; doch aus der Art und Weise,